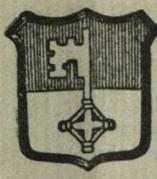


Obwaldner Volksfreund



Ratholisch-konservatives Organ

Wöchentliche Beilagen: „Obwaldner Pfarrblatt“ ■ „Familien-Beilage“ ■ „Obwaldner Buirästubi“

Subskriptionspreis: Für Obwalden die einpaltige Millimeterzeile od. deren Raum 7 Rp., für die übrige Schweiz 8 Rp., Reklamen 20 Rp. Bei Wiederholungen Rabatt.

Placierungsvorschriften werden abgelehnt
Anzeigen - Annahme: Schweizer-Annoncen AG., Luzern (Allgemeine schweizerische Annoncen-Expedition, Telephon 21.254) und deren sämtliche Filialen.

Redaktion:
Ludwig von Moos
Sachseln.
Tel. 8 64 52.

Abonnementspreis: Für die Schweiz jährlich Fr. 10.—, halbjährlich Fr. 5.50; Ausland Fr. 14.50 jährlich. — Spesenfreie Einzahlung auf Postkontokonto VII 1085.

Druck und Expedition: Buch- und Kunstverlag Louis Ehli u. Cie., Sarnen.
Telephon Nr. 8 61 32.

Samstag, den 15. Juni 1940

Erscheint Mittwoch und Samstag

Siebzigster Jahrgang — Nr. 48

Neues in Kürze

Nach deutscher Meldung sind die Deutschen am Freitag um die Mittagsstunde in Paris einmarschiert.

Jemandwo in Frankreich tagte am Mittwoch der Oberste Kriegsrat der Alliierten, wobei England durch Churchill, Eden und General Dill, Frankreich durch Reynaud, Pétain und Bégand vertreten waren.

Reynaud richtete an den Präsidenten der Ver. Staaten, Roosevelt, ein Telegramm mit dem Dank für die moralische und materielle Unterstützung und der Bitte um Beschleunigung der Hilfe.

Die Schlacht um Paris nimmt immer größere Ausmaße an. Nach französischer Meldung sind etwa 100 deutsche Divisionen (etwa anderthalb Millionen Mann) zum Angriff angesetzt.

Paris wurde zur offenen Stadt erklärt. In Paris selber soll also nicht gekämpft werden. Die Erklärung wurde der deutschen Reichsregierung durch die amerikanische diplomatische Vertretung übermittelt. Paris sollte nun auch nicht mehr bombardiert und beschossen werden.

In Frankreich sollen neue britische Truppen eingetroffen sein, die unter französischem Kommando Seite an Seite mit den Franzosen kämpfen.

Frankreich hat an Roosevelt einen letzten Appell um beschleunigte Unterstützung gerichtet.

Im Krieg mit Italien wurde Turin bombardiert, während italienische Flieger auf den britischen Stützpunkt Aden am Eingang des Roten Meeres Bomben abwarfen. Südafrikanische Flieger griffen abessinische Ziele an.

Italien hat die diplomatischen Beziehungen mit den Regierungen von Polen, Norwegen, Holland und Belgien abgebrochen und ihren Vertretern in Rom die Pässe überreicht. Da diese Länder vom Achsenpartner bereits besetzt seien, erübrige sich eine Kriegserklärung. — Die Angehörigen dieser Staaten können unbehelligt in Italien bleiben.

Am Freitagmorgen sind rund 1500 Schweizer aus Paris und Umgebung bei Vallorbe auf Heimatboden eingetroffen.

Bundesrat Obricht will innert kurzem seine Demission einreichen. Er gehört seit 1935 der Landesregierung an.

Wir werden

keine sogenannte „fünfte Kolonne“ dulden, die Unwahrheiten weiterträgt und den Widerstandswillen untergräbt. In unserem Lande ist kein Platz für Defaitisten, Saboteure und Verräter, woher sie auch kommen! Das Volk selber wird ihnen die Antwort erteilen. In jedem Haus ist bei uns ein Gewehr. (General Guisan.)

Rundschau im Schweizerland

Mit dem Eintritt Italiens in den Krieg ist unsere Schweiz erst recht ein Eiland des Friedens inmitten der brausenden Stürme geworden. In seiner Rede vom 10. Juni vom Balkon des Palazzo Venezia aus hat Mussolini an erster Stelle die Schweiz genannt, die Italien nicht in den Krieg hineingerissen zu sehen wünsche, und im „Giornale d'Italia“ hat Gayda — mit Rücksicht auf alle von Mussolini bezeichneten Staaten — festgestellt, daß dies auch den Intentionen Deutschlands entspreche. Mussolini hat seiner feierlichen Bestätigung beigefügt, es liege an diesen von ihm genannten Ländern, und nur an ihnen, ob diese Worte ihre Bestätigung finden werden. Wir wollen uns, bei aller aufrichtigen Freundnachbarschaft, die die Beziehungen zwischen Italien und der Schweiz in so glücklicher Weise charakterisiert, durchaus keinen Illusionen hingeben und wegen dieser Erklärungen nicht in ein Wolkenkuckucksheim versetzt glauben, sondern fest auf dem Boden der Realitäten verbleiben. Zu diesen Realitäten gehört aber zweifellos die europäische Bedeutung der Schweiz als Hüterin der Pässe und Duellgebiet der Ströme. Zu den ins Auge zu fassenden Realitäten gehört auch der unerschütterliche Wille der Eidgenossen, nach allen Seiten bis zum letzten Augenblick die Freiheit und Unverletztheit des Landes zu verteidigen. Haben nicht sowohl Hitler wie Mussolini schon dem gleichen Gedanken Ausdruck verliehen: ein Volk, das sich selbst aufgibt, ist ehrlos? Der unbändige Freiheitswille der Schweiz, der Vorfuß, sich in keinem Augenblick selbst aufzugeben, ist also nicht ein leeres Phantom, eine reine Gefühlssache, würdig der Verse des Poeten, sondern eine durchaus bekannte und wertmäßig eingeschätzte Größe im Kalkül der Realpolitiker, die sich gegenwärtig auf den Schlachtfeldern Europas gegenüberstehen. Nicht jener Eidgenosse ist der patentierte Realist, der im Gedanken, die Schweiz könnte gegen die Uebermacht eines Gegners nichts ausrichten, frühzeitig sein Köfferchen packt und seine Wertschriften in vermeintlich sicherere Gegenden evaluiert, sondern jener, der, ob im Feld, in der Werkstatt oder im Bureau, sich an die Parole hält: „Die Schweiz will, muß und kann sich verteidigen.“

Während die Brandung des Völkersturmes an das Felsenland der Schweiz schlägt — die neuen Bombenwürfe in Kenens und Genf sind ihre Boten —, begeben sich im Innern unserer „Insel“ Dinge, an denen der Chronist der Tagesereignisse nicht achtlos vorbeigehen darf. Am 3. Juni dieses Jahres hat erstmals ein Sozialist (andere sagen: ein „Arbeitervertreter“) den Stuhl der ehemaligen Schultheizen des mächtigen eidgenössischen Standes Bern bestiegen, auf dem Sitz des bernischen Regierungspräsidenten Platz genommen. Der Name dieses ersten sozialistischen Regierungspräsidenten ist Robert Grimm. Ob sich Herr Grimm darauf im Stillen gefast hat: „Ich bin zu noch Höherem geboren“, bleibe dahingestellt. Jedenfalls auf seine ausschließliche Initiative hin wurde während der vergangenen Junisession der eidgenössischen Räte ein Vorstoß unternommen, der dazu führen sollte, auf dem Vorkriegsweg zwei neue Bundesratssitze für die Dauer der Kriegszeit zu schaffen, die Verfassungsbestimmung aufzuheben, daß aus einem Kanton nur ein Bundesrat gewählt werden dürfe, und die zwei neuen Bundesratssitze den Sozialisten zu überlassen. Die bürgerlichen Fraktionen der im Bundesrat vertretenen Parteien — Katholiken, Freisinnige und Bauernpartei — sind auf das sozialistische

Anstinnen nicht eingetreten, und zwar aus der grundsätzlichen Erwägung heraus, daß so bedeutende, die Staatsverfassung beschlagende Revisionen nicht auf dem Wege der Vollmachten, unter Umgehung der Volksbefragung, durchgeführt werden dürfen. Die sozialistische Bekanntheit, man wolle also keine Vertretung der „Arbeiterchaft“ in der obersten Landesbehörde, trifft also keineswegs den Kern der Sache. Man darf aber auch nicht übersehen, sich zu fragen, was eine solche Revision nicht bloß der Verfassung, sondern auch der politischen Zielrichtung, mitten im Krieg, auf dem außergewöhnlichen Vollmachtenwege, nach außen für einen Eindruck gemacht hätte. Zum mindesten den Eindruck einer inneren Unsicherheit, der Notwendigkeit, breitere Volksteile an der staatlichen Verantwortung und damit am staatlichen Bestand zu interessieren, die demnach bisher daran nicht interessiert gewesen wären. Dieses Bild wäre ein völlig verzeichnetes und würde von der inneren Struktur unseres Landes nach außen einen total falschen Eindruck erwecken.

Im sozialistischen Vorstoß betreffend eine Regierungsbeteiligung steckt auch ein föderalistisch-zentralistischer Gegensatz. Der Vorstoß ging mit seinem Begehren, hierfür aus einem Kanton mehr als ein Mitglied des Bundesrates wählen zu dürfen, gegen die legitimen Rechte der Kleinen Kantone. Er ist diesmal pariert worden. Im übrigen aber kann sich das Herz des Föderalisten während der Kriegszeit nicht mit eitel Freude erfüllen. Der Krieg und die damit im Zusammenhang stehenden Maßnahmen haben eine ausgesprochen zentralisierende Tendenz. Die Kantone sind die Verwaltungsbezirke, die ausführenden Organe des eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements, des Kriegs-Industrie- und Arbeitsamtes, des Kriegs-Ernährungsamtes und so weiter. Das ist nun einmal die schiefe Ebene, auf die mit dem Krieg auch unser neutrales Land geraten ist. Es wird sich dann nur fragen, wie weit diese Maßnahmen im Verlauf dieser Kriegs- und wahrscheinlich noch Nachkriegszeit zu Strukturwandlungen werden. Denn das Schwerkraft der Wirtschaft und der Finanzprobleme wird unser Land, auch wenn es gänzlich vom Kriege verschont bleibt, vor Aufgaben stellen, deren Lösung nicht so einfach sein wird. Mögen uns jene Mahner und Rinder eidgenössischen Geistes erhalten bleiben, mögen sie dann Gehör finden, die die Idee der Eidgenossenschaft aus ihrem Ursprung, aus ihren Zielen, aus dem Wesen der sie bildenden souveränen Stände erkennen!

Denen, die bei mancher sich bietenden Gelegenheit die Rechte der Kantone über den Haufen werfen (Strafgesetz, Vorunterrecht usw.), die eine Widerstandslinie des Föderalismus und der kantonalen Eigenstaatlichkeit nach der andern zielbewußt durchbrechen, aber auch jenen Nachgiebigen, die, obwohl aus föderalistischem Holz, ihre Widerstandslinien dem Feinde preisgeben, gehört als Maxime von heute aktuellster Bedeutung ein Wort Anton Philipp von Segessers (1817 bis 1888) ins Stammbuch:

„Lassen Sie uns also in unserem eigenen Verhalten gegen die Kleineren dafür sorgen, daß, wenn wir je von Größeren bedroht werden, wir nicht uns gestehen müssen, selbst das Beispiel der Bergewaltigung gegeben zu haben.“

Der Rekrut

14 Erzählung von Heinrich Conscience (Fortsetzung.)

So saßen sie beieinander auf der Bank und plauderten. In dem Spital für Augenranke war ein besonderes Zimmer, dessen Fenster mit Vorhängen von grünem Papier verhüllt waren; kein Sonnenstrahl konnte eindringen. Es war weder Licht noch Finsternis; man mußte sich erst an den schwarzgrünen Tageschein gewöhnen, ehe man einen Gegenstand zu erkennen vermochte. Obgleich viele Kranke darin waren, so herrschte doch eine tiefe Stille, die nur von Zeit zu Zeit durch Klagen über das schmerzhaft Brennen in den Augen unterbrochen wurde.

Längs den Wänden auf hölzernen Bänken saßen die Blinden wie eine Reihe Gespenster, bewegungslos und stumm im Dunkeln. Jeder von ihnen hatte einen langen, grünen Schirm vor, so daß man das Gesicht nicht sehen konnte.

Im äußersten Winkel saß Jan Braems, den Kopf auf die Knie gestützt, und träumte von denen, die er liebte und doch nie mehr sehen sollte. Seine Seele war weit von hier, da, wo seine Eltern und Freunde wohnten. Eben hat er das Bild seiner geliebten Freundin aus der Erinnerung aufgerufen und

sie das schüchterne Bekenntnis ihrer Liebe aufs neue in sein Ohr flüstern lassen, als sich plötzlich ein vernehmbares Geräusch auf der Treppe hören ließ.

Es schien ihm, daß man seinen Namen nannte. Wie dem auch sei, der Jüngling sprang zitternd auf, wie von einem unsichtbaren Schlag getroffen, und sein Mund seufzte unwillkürlich: „Trin! Trin!“

Die Tür öffnete sich und das Mädchen erschien mit dem Korporal am Eingang des Zimmers. Sie erschrak, als sie einen Blick in das finstere Gemach warf und die gespenstigen Gestalten, mit den grünen Lichtschirmen verumhüllt, dasitzen sah.

Mit einem Schrei trat sie zurück, aber Jan Braems hatte ihre Stimme erkannt und kam, mit beiden Händen vor sich tappend, auf sie zu. Als sie den unglücklichen Freund sah, sprang sie weinend hinzu und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Zuerst vernahm man nichts, als die Namen Trin und Jan, mit verschiedenem Ausdruck der Liebe, des Mitleids und der Trauer gesprochen. Das Mädchen lag weinend an der Brust des Jünglings und schien vor Rührung ohnmächtig zu werden; ihr Kopf hing auf der Seite, und ihre Arme lagen schlaff auf den Schultern ihres armen Freundes.

Inzwischen hatten die andern Blinden sich rings um Trin

gestellt, betasteten sie mit den Händen und weckten sie dadurch aus ihrer Bewußtlosigkeit. Sie zog Jan zurück und sagte erschrocken:

„Ach Gott! Lieber Jan, was ist das? Sag ihnen doch, daß sie mich in Ruhe lassen, oder ich kann hier nicht bleiben.“

„Sei ruhig, Trin“, antwortete Jan, „es ist nichts. Die Blinden sehen mit den Fingern; sie betasten deine Kleider, um zu wissen, wer du bist. Es ist nichts Böses dabei.“

„Die armen Menschen!“ sagte Trin. „Wenn es so ist, so vergebe ich ihnen von Herzen; aber es ist mir doch unangenehm. Laß lieber in die Ecke uns hinsetzen, ich habe dir noch viel zu sagen.“

Mit diesen Worten führte sie ihren Freund zu der Bank und setzte sich neben ihn, indem sie seine Hände in den ihrigen hielt.

Ihre Unterhaltung, obgleich beinahe unhörbar, mußte äußerst rührend sein; auf Trins Gesicht wechselten Freude mit Trauer und Tränen und von Zeit zu Zeit sah man sie Jans Hände mit innigem Gefühl drücken. Sie bemühte sich gewiß, den Balsam des Trostes in das Herz des Unglücklichen zu gießen.

Die Blinden umstanden schweigend das gerührte Paar und lauschten auf das, was die beiden sprachen.

Unterdesen war der Korporal vor der Tür geblieben und